

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

257 (3.11.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 257 — 1915

Karlsruhe, den 3. Nov.

Der Freund gefallen.

Vor acht Tagen noch kam ein Brief von ihm. Er war voll Zuversicht. „Sorge dich nicht“, schrieb er, „ich komme wieder. Es ist ja nach dem Krieg so viel zu tun. Jeder wird gebraucht, um unsere Sache über die schwere Zeit nach dem Kriege hinwegzubringen. Tessen sind wir uns alle hier bewußt; denn wir sind hier nicht nur Kameraden, sondern Genossen. Freilich in den letzten 14 Tagen hat es hier hart hergegangen. Eschlafen — daran war fast kein Denken. Angriff auf Angriff hatten wir auszuhalten. Manchesmal kamen die Russen auf ein paar Meter heran. Du, ich sage Dir, es ist grauenvoll. Zu Hunderten hängen sie vor unseren Gräbern in den Drähten. Und das Geschrei, Gebrüll und Gemauer der Verwundeten! Meinich — wie ist das unter Menschen nur möglich? Ich bin manchmal wie vor den Kopf geschlagen. Es ist alles wie ein schrecklicher Traum voll Blut, Gestöhn und dumpfen Schlägen, die auf das Gehirn einhämmern. In allem nur der eine klare Gedanke; du mußt zurückkommen, du hast noch so viel zu tun und mitzuarbeiten in der Welt, damit so was nicht mehr vorkommt. Gegen die großen Dinger, die daher kommen, ist das Schützen leicht; sie melden sich an. Schwere ist es schon gegen die Gewehrknugeln, die kommen hui daher und ehe du denkst hast du sie im Kopf. Viele liebe Kameraden sind daran dahin gegangen. Jetzt legen wir uns unsere langsuchigen Spaten über den Kopf. Da praxelt's manchmal nur so drauf.“

Ich möchte Dir gerne einen Begriff machen wie es hier zuhört. Aber ich bin's nicht fertig. Wenn ich's geschrieben habe, ist es was ganz anderes, als ich's erleben wollte. In den Stunden der Ruhe ist man müde, so abgepannt, und sind alle Eindrücke verwischt. Auch geht ihm ich müde und kaputt.

Was ich von Dir und von Euch allen zu Hause verlange, ist: Steht fest und haltet unsere Sache hoch! Kommen wir zurück, dann brauchen wir euch. Dann brauchen wir Menschen und Genossen, damit sie uns helfen, uns wieder aufzurichten. Hier ist's fürchterlich. Wer kein Ideal für die Zukunft hat — dem ist eine Kugel die beste Lebensversicherung.“

Diesen Brief erhielt ich. Ich teilte meines Freundes Zuversicht. Es konnte, es durfte nicht sein, daß er, der beste Mensch und der beste Genosse, den, was er mit glühendem Eifer bekämpft hatte, zum Opfer falle. Es schien mir gegen alle Vernunft. Aber der Krieg hat seine Logik oder hat seine eigene Logik.

In der Gegend, wo mein Freund stand, fanden täglich heftige Kämpfe statt. Ich verschlang die Kriegsberichte, als wären sie mir über das Schicksal dieses Einzelnen Auskunft geben könnten. Seine Briefe blieben aus. Ich schrieb ihm alle Tage aus Angst und Stärke in dem Briefen keine Zuversicht. Meine Träume waren bei ihm. Ich sah ihn verwundet und freute mich darüber: ah — jetzt ist er gerettet.

Da kam eines Tages der Briefträger. Er lachte nicht, wie sonst. Stumm gab er mir eine Anzahl von Briefen und einige Pakete und ging. Mir kreiste alles vor den Augen. Ich starrte auf die Briefe. Es waren meine Briefe an meinen Freund. Und jetzt erkannte ich, daß quer über die Adresse etwas geschrieben stand. Es bangte mir, es zu lesen. Endlich las ich: Auf dem Felde der Ehre gefallen! Alles Blut strömte mir zum Herzen zurück. Ich fröstelte. Aber da jagte das Herz das Blut wieder durch die Adern und mit ihm den Gedanken: Das ist nicht wahr. Ich er, immerte mich wieder. Sie kamen mir dusebend in den Kopf, wo Briefe mit dem schmerzlichen Vermerk zurückkamen und später der Adressat, wenn auch nicht gesund, so doch munter heimgekehrt war. In diesen Strohhalm hänge ich mich. Aber die Angst sitzt doch tief drin im Herzen. Sie treibt mich herum, um etwas zu erfahren. Ich will die Frau meines Kameraden auffuchen, der der Nebenmann meines Freundes ist. Sie hat von ihrem Manne eine Karte erhalten und darauf steht: „Gestern hatten wir wieder ein Gefecht und da muß ich Dir mitteilen, daß mein Freund, der Hubert gefallen ist. Er sagte noch zu mir: „Gottes, ich hab' eine im Bauch; ich bin tot.“ Er hat am Abend noch gelebt; ob er heute noch lebt — ich glaube kaum; die Wunde ist zu schwer.“ Er war ein guter Kamerad.“

Wiso doch! Die Worte, die letzten Worte meines Freundes waren ganz sein Wesen. Aber — er hat am Abend noch gelebt! Er ist also wohl gleich aufgehoben und verbunden worden. Wieder ein Strohhalm, und ich klammere mich daran, jäh, verzweifelt; er wird leben — er hat am Abend noch gelebt. Zwei Tage lang hält dieser Strohhalm. Dann kommt der Brief von der Kompagnie: „... den Heldentod fürs Vaterland gestorben ist. Am 13. ds. Mts. wurde er bei einem Sturmangriff auf die russischen Stellungen bei Morga tödlich verwundet, welcher Verwundung er am 14. erlegen ist. Wir alle betrauern tief in dem Heimgegangenen einen lieben, braven Kameraden. Im Parke des Gutes Daxhöft hat man ihn mit mehreren Kameraden die letzte Ruhestätte bereitet.“

Wieder wollen sich trotz dieses Briefes Hoffnungen ins Herz drängen — ich weise sie zurück. Mein Freund ist tot! Mein Herz sagt es mir; die Tränen, die mir von selbst aus den Augen strömen, sprechen es aus: Mein Freund ist tot! Ich werde durch die Gewißheit stiller. Ich weiß, daß ich ein Vermächtnis zu erfüllen habe, das Vermächtnis meines toten Freundes. Tausende schon haben solche Vermächtnisse zu erfüllen; ich reihe mich in ihr Heer ein: „Was ich von Dir verlange ist: Steh fest! Halte unsere Sache hoch!“ Ich weiß, wie mein Freund es meinte: Steh fest im Sozialismus! Hilf zu seinem Sieg!

In diesem Vermächtnis soll mein Freund in mir weiter leben. In seiner Erfüllung in mir lebendig sein. o.

Vermischtes.

* Naturwissenschaftliches über den Tod. Es ist eine bekannte Tatsache, daß für viele Menschen nicht so sehr der Tod an sich, als das Sterben ein schmerzhaftes Ereignis ist. Vor ihrer Phantasie steigt das physisch peinigende Bild empor, wie sich die Schwärze des Todes auf das erschütternde Antlitz herabsenken. Und doch liegt hierfür kein Grund vor, die den Sterbenden schon fast bis zum letzten Augenblick unmaßstäblich der Engel des Todes unbillig seine Seele mit düstem Schleier und führt ihn dann wieder auch ihm das Bewußtsein unmaßstäblich hinweg. Man kann unbedenklich behaupten, daß fast niemand sich des Augenblicks seines Todes bewußt wird und die Empfindung eines Todes Schmerzes hat, wie die Dämonen im „Prometheus“ hervorhebt.

Und was für die Kranken gilt, das gilt auch für den Tod durch Unglücksfälle. Hierüber liegen Nachrichten von Personen vor, die wieder ins Leben zurückgerufen wurden. Sie stimmen sämtlich darin überein, daß das Empfinden im Augenblick des Ertrinkens, des Abstürzens, des Verblütens usw. keineswegs auf den Tod gerichtet ist. Die Betroffenen sind sich überhaupt keiner Todesgefahr bewußt. Ihre Empfindungsleben wird entweder von gleichgültigen oder wohl gar von angenehmen Vorstellungen erfüllt.

Ja selbst von denen, die im Gewühl der Schlacht von der tödlichen Kugel getroffen werden, können wir annehmen, daß ihr Tod vollständig schmerzlos erfolgt. Um einen Schmerz zu fühlen, muß der betreffende Reiz von den Nervenenden in der Haut bis zum Organ des Bewußtseins, d. h. in das Gehirn fortgeleitet werden. Des erfordert aber Zeit, und wenn man den Gehirnschlag durch direkte Messungen nachgewiesen hat, überraschend viel mehr Zeit, als man früher gemeinhin annahm. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenleitung beträgt beim Menschen nur etwa 40 Meter in der Sekunde. Die Fluggeschwindigkeit der Kugel ist also viel, viel größer als die Nervenleitung. Des erfordert aber Zeit, und wenn man den Gehirnschlag durch direkte Messungen nachgewiesen hat, überraschend viel mehr Zeit, als man früher gemeinhin annahm. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenleitung beträgt beim Menschen nur etwa 40 Meter in der Sekunde. Die Fluggeschwindigkeit der Kugel ist also viel, viel größer als die Nervenleitung. Des erfordert aber Zeit, und wenn man den Gehirnschlag durch direkte Messungen nachgewiesen hat, überraschend viel mehr Zeit, als man früher gemeinhin annahm.

Etwas anders steht es dagegen um den Tod durch Verhungern oder Verdursten, wie er besonders denen droht, die auf hoher See schiffbrüchig werden. Die Qualen dieser Unglücklichen müssen erschreckend sein. Aber auch hier unmaßstäblich der Geist, nach den Schilderungen der Überlebenden zu urteilen, ist früher, als das Verhungern in Wahrheit auftritt. So löst die stillige Mutter Natur mitteilend die Leiden, die sie uns geschaffen hat, wieder aus, und niemand braucht sich vor dem Tode zu fürchten.

Was der Kronprinz alles auszuhalten hat. Unter dem Titel „Hörsel der Hörsel“ bringt die deutsche Zeitung „Calliope Demokrat“ in San Francisco eine Aufzählung der Unfälle, die der deutsche Kronprinz nach der Preisse der Verblühten zu bestehen hatte. Die Zeitung schreibt:

Kronprinz Friedrich Wilhelm hat viel in diesem Kriege durchgemacht. Er ist mehrmals erkrankt worden und auf dem Schlachtfeld gefallen; außerdem ist er noch in zwei verschiedenen Hospitälern gestorben. Fast jede Woche ist er verwundet worden. Sein Verbleib ist schon zweimal durch die Straßen Berlins gezogen. Weiterhin ist er abgesetzt und auch zum obersten Befehlshaber in Polen ernannt worden. Alles das laut Nachrichten des „New York Herald“. Folgendes sind die hauptsächlichsten Ereignisse des Kronprinzen in den ersten acht Monaten des Krieges, wie sie die Nachrichtenbüreau der Verblühten gemeldet haben.

5. August. Ein Attentat auf den Kronprinzen in Berlin. Nach einigen Nachrichten hatte das Attentat Erfolg, nach anderen nicht.

18. August. Er wird an deutsch-französischer Grenze schwer verwundet und in das Hospital von Aquiegran (Nachen) gebracht.

20. August. Bei einem zweiten Attentat in Berlin wird er an einem Bein verletzt.

24. August. In London erhält man die aus vertrauenswürdigster Quelle stammende Nachricht, daß er das Opfer eines Attentats geworden ist, welches streng geheim gehalten wird.

4. September. Er verübt Selbstmord, nachdem seine Soldaten auf ihre eigenen Kameraden geschossen, viele getötet haben.

8. September. Die kaiserliche Garde wird gegen den westlichen Teil der französischen Linien geschickt, wo die Deutschen von den Engländern besetzt werden.

11. September. Der Kronprinz wird Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, welches die Aufgabe hat, die Russen aus Ostpreußen zu werfen.

12. September. Er leitet einen heftigen Angriff gegen Verdun.

13. September. Er stirbt in einem Hospital in Wäffel an seinen Verwundungen. Sein Bruder, Prinz Waldemar stirbt in demselben Hospital.

15. September. Er leidet, trotzdem er gefallen ist, noch einen Angriff gegen Verdun.

16. September. Er wird in Polen durch ein Schrapnell schwer verletzt.

18. September. Es geht das Gerücht, daß er am 6. September verwundet wurde.

2. Oktober. Da ihr Gemüth in der Nähe von Rangitz schwer verwundet worden ist, reist die Kronprinzessin mit ihren Söhnen zur Front, um ihn zu pflegen.

24. Oktober. In Reuporf erhält man einen Brief von einer Frau, worin sie schreibt, daß sie am vorhergehenden Tage dem Begräbnis des Kronprinzen in Berlin beigewohnt habe. Ganz Berlin habe ihm die letzte Ehre erwiesen.

25. Oktober. In einem unbekanntem Fürsten, der auf dem Schlachtfeld verwundet wurde, erkennt man den deutschen Kronprinzen.

8. November. Er tobt zum zweitenmal in Berlin gegen die Russen.

4. November. Er fällt auf dem deutsch-französischen Kriegsschauplatz.

6. November. Infolge des ungünstigen Verlaufs des Krieges wird er irrfinnig und auf einer abgelegenen Wäschung der Hohenzollern untergebracht.

12. November. Er wird Oberbefehlshaber der deutsch-österreichischen Heere, die gegen Rußland kämpfen.

17. November. Er liegt schwer verwundet im Palast in Straßburg.

18. Januar. Man erkennt in einem Verwundeten in einem Hospital in einer kleinen deutschen Stadt den Kronprinzen.

8. März. Der Kronprinz verliert das Oberkommando über das 5. Armeekorps und wird zu seiner Familie geschickt.

25. März. Er wird in ein Hospital in der Nähe von Potsdam gebracht. Die Kronprinzessin pflegt ihn.

„Wohl me hat ein Wesen.“ So heißt die kaiserliche Zeitung. „So viel durchgemacht wie der deutsche Kronprinz.“

* Ein unterirdisches Volk. Das weite russische Reich liegt in seinem ungeheuren Raume die aller verschiedensten Völker und Volkstämme, Angehörige der verschiedenartigsten Menschenseelen, von denen manche noch in sehr primitiven Zuständen, unbeeinträchtigt von der Kultur oder doch zum mindesten von der europäischen Kultur als reine Naturvölker leben. Die russischen Herren begnügen sich damit, solchen Völkern die Kultur in der Form von Steuern und Abgaben näherzubringen, und tun im übrigen nichts oder doch nur sehr wenig und Ungenügendes, um sie vor den mit dem vordringenden Handel verbundenen Schäden, vor allem vor dem Alkoholteufel zu schützen, so daß sie einem schnellen Untergang entgegengehen. Eines dieser für den Ethnologen und Sprachforscher überaus interessanten Völker sind die Samojeden, mit deren Lebensgewohnheiten wir durch besonders große sibirische Reise etwas vertrauter geworden sind.

Der russisch klingende Name Samojed bedeutet „Salzstener“ und würde also andeuten, daß sie von den Russen mindestens früher für Salzminen gehalten wurden. Manien bezweifelt diesen Ursprung des Namens und hält es für wahrscheinlicher, daß der Name von einem falsch verstandenen, den Russen fremden Wort stammt, das auf die gewöhnliche volkstümliche Weise zum russischen Samojed geworden ist.

Die Samojeden, deren Gesamtzahl kaum über 15 000 bis 18 000 Köpfe hinauszugehen dürfte, sind keineswegs ein einheitliches Volk, sie zerfallen vielmehr in fünf Hauptstämme, die verschiedene Sprachen sprechen und wieder aus kleineren Stämmen mit verschiedenen Dialekten bestehen. Die Hauptstämme sind die Tazaren oder Tazaren-Samojeden, die die Ostküste der Taimyr vom Jenissei ostwärts bis zur Chantango-Bucht bewohnen. Sie sind reine Rentiernomaden, die in der sibirischen Tundra (Waldsteppe) von der Rentierzucht leben. In Flüssen und Landseen fischen sie gelegentlich, auch jagen sie gewisse Rentiere und Vögel. Der zweite Stamm sind die Jenissei-Samojeden, die am Jenissei wohnen. Sie betreiben ebenfalls Rentierzucht, doch nicht in so starkem Maße wie die Tazaren, bei ihnen spielen die Jagd und die Fischerei eine viel erbotlichere Rolle. Als weiterer Hauptstamm folgen die Jural-Samojeden, die in der Tundra östlich vom Jenissei bis dicht ans Weiße Meer leben. Auch sie sind vorwiegend Rentiernomaden, wenn sie daneben auch Fischfang und Jagd betreiben. Der vierte Hauptstamm dagegen, die Ostal-Samojeden, sind vorwiegend Jäger und Fischer. Sie wohnen im nördlichen Teil des Eisens der sibirischen Tundra sich hingehörenden Halbinseln. Die nördlichen von ihnen halten auch einige Rentiere, die sibirischen dagegen sind ausschließlich Jäger und Jäger. Der fünfte Hauptstamm sind die auf der nördlichen Seite des Sojan-Gebirges isoliert lebenden Samojeden. Manien, der auf seiner großen sibirischen Reise viel mit den Samojeden in Berührung kam, schildert sie als einen gutmütigen und freundlichen Menschen, der allerdings Geld und Geldwert bereits schätzen gelernt hat. Ein hervorragender Charakterzug ist absolute Ehrlichkeit, sie verweigern sich an fremdem Eigentum niemals, auch wenn es noch so frei und verlockend für sie liegt. Jeder können sie, so gut und rechtlich sie auch sind und trotz ihrer Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, die sie fast nie in Leidenschaft geraten läßt, dem Branntwein nicht widerstehen, und es gibt immer Menschen, die dies zum eigenen Verderben genügt. Durch Manien sieht sich daher zu dem Ausdruck genügt: „Durch die Verührung mit der europäischen Zivilisation und dem Branntwein und durch zu gründliche Bekanntschaft mit den Erpressungen der Händler und der Beamten geraten Ehrlichkeit und Moral auch bei einem Volk wie den Samojeden in Verfall.“ Diese Vorboten des unermesslichen Untergangs der freundlichen Rentierstämme beklagt Manien um so mehr, als er überzeugt ist, daß sie allein mit der ihnen eigenartigen und der sibirischen Tundra angepaßten Kultur deren unermessliche Flächen auszunutzen imstande sind. Hier hätte sich der russischen Regierung eine schöne Aufgabe, deren Lösung freilich friedliche Besetzung und Kulturpolitik statt wider Erwerbungsstucht voraussetzt.

Heiteres.

Helbgrauer Humor. „Du, da triebst eine Laus.“ „Doch sie; ich bin schon froh, daß sie nicht auch noch fliegen können.“ — „Patriotisch.“ „Du, Bismarck, warum geht ihr beim gerade immer Dienstags und Freitags ins Restaurant zum Mittagessen?“ „Ach, an diesen Tagen haben wir doch zu Hause unruhig fleischlosen Mittag!“ — „Natürliche Erklärung.“ „Warum führen denn die Lärten an Halbmond in der Flagge?“ „Ja, mo, die andere Hälfte wer'n halt die Engländer schon lang annektriert haben.“ (Morgenröter Blätter.)

Der norddeutsche Tourist und der bayerische Chauvinist. „Meine Herrschaften, der Justiz...“ — „Nei wahr, Augen-schäpel, preußischer — der Inn stinkt net, — i bin aus Rosenheim und muß dös wissen!“

Den Kriegsmachern.

Woh' immer Treu' und Redlichkeit
Als höchstes Kriegsgebot;
Zieh' nicht Gewinn in schlimmer Zeit
Aus deines Nächsten Not.

Des Braten schändliche Gekörbe dacht!
Uns zu den Hungertagen;
Doch Deutschlands Landvolk hat's vollbracht,
Doch ihm entlang der Sieg.

Doch kaum, daß schwindet die Gefahr,
Der inn're Feind sich regt,
Der, deutschen Rüstgüter bar,
Schamlos uns Fesseln legt.

Profigler ist der Viefraß, der
Dahem uns schwer bedroht,
Und während Krieges unser Heer,
Vertuert unser täglich Brot.

Das heißt nicht nur das Volk geschädigt;
Das ist Verfall am Reich;
Denn was uns so wird abgeknipft,
Trifft hart wie Fomdesstreich.

Karlsruhe. Jakob Albrecht.